

Journal der Kunsthochschule für Medien Köln | N° 2 | 01 | 2015

fabeln und fehler

Inhalt

2

Achim Mohné, Uta Kopp: <i>White Ground Black Square</i>	3
Sabine Rollberg: „Wie die Luft zum Atmen“ oder Demokratie braucht Dokumentarfilm	10
Michael Erlhoff: Zu Formen von Protest: Hongkong als Perspektive	12
CMUK: weekly	16
Hans Ulrich Reck: Gut war sie – die europäische Idee der Universität	20
Laurentia Genske, Robin Humboldt: <i>Am Kölnberg</i>	24
Dieuwke Boersma: <i>Please Bounce</i>	28
Christian Sievers: <i>Back up religiously</i>	30



White Ground Black Square

4

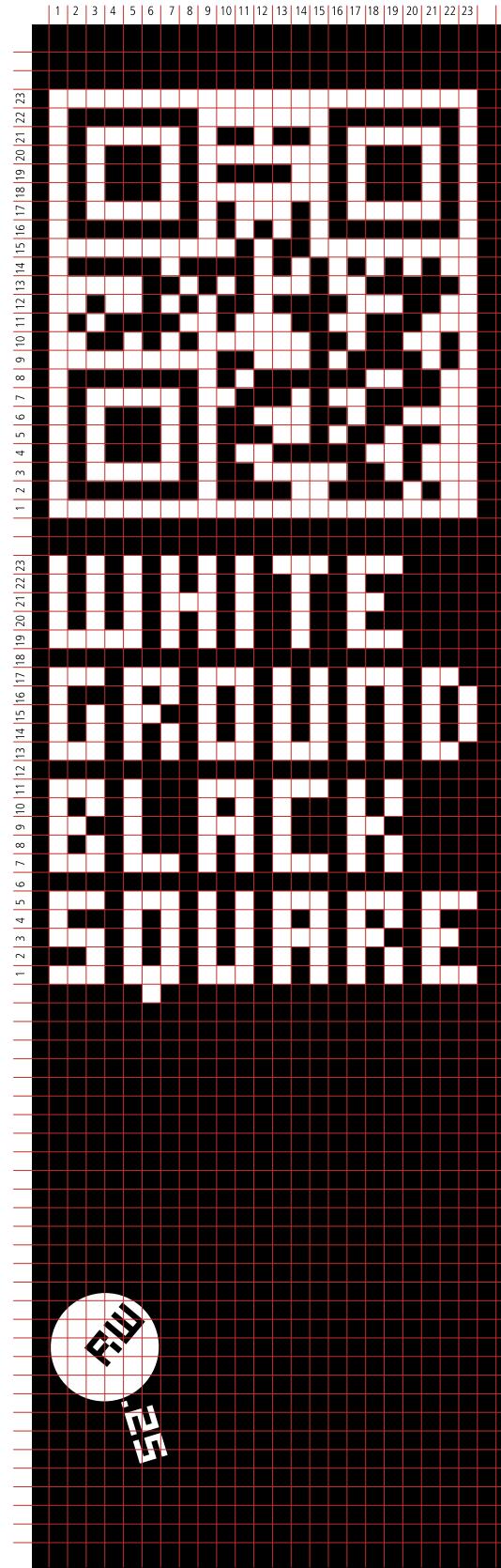
Achim Mohné, Uta Kopp

Als Kasimir Malewitsch 1915 sein *Schwarzes Quadrat auf weißem Grund* malte – das streng genommen gar kein Quadrat ist, da zwei Seiten nicht parallel und zwei weitere Seiten nicht gleich lang sind –, ahnte er sicher nicht, welche Bedeutung die geometrische Form auch hundert Jahre später noch haben würde. Als Pixel, als kleinste Einheit eines digitalen Bildes und Grundstein aller visuellen Digitalität, ist es Teil unseres alltäglichen Lebens geworden: am Computerbildschirm, im projizierten Video, als ausgedrucktes Foto oder auf dem Kamera-Chip. Auch das im optisch-mechanischen Film noch amorphe Filmkorn wird im digitalen Bildprozess durch den elektronischen Chip in quadratisch eingeteilte Felder verwandelt, die als Abtastflächen funktionieren.

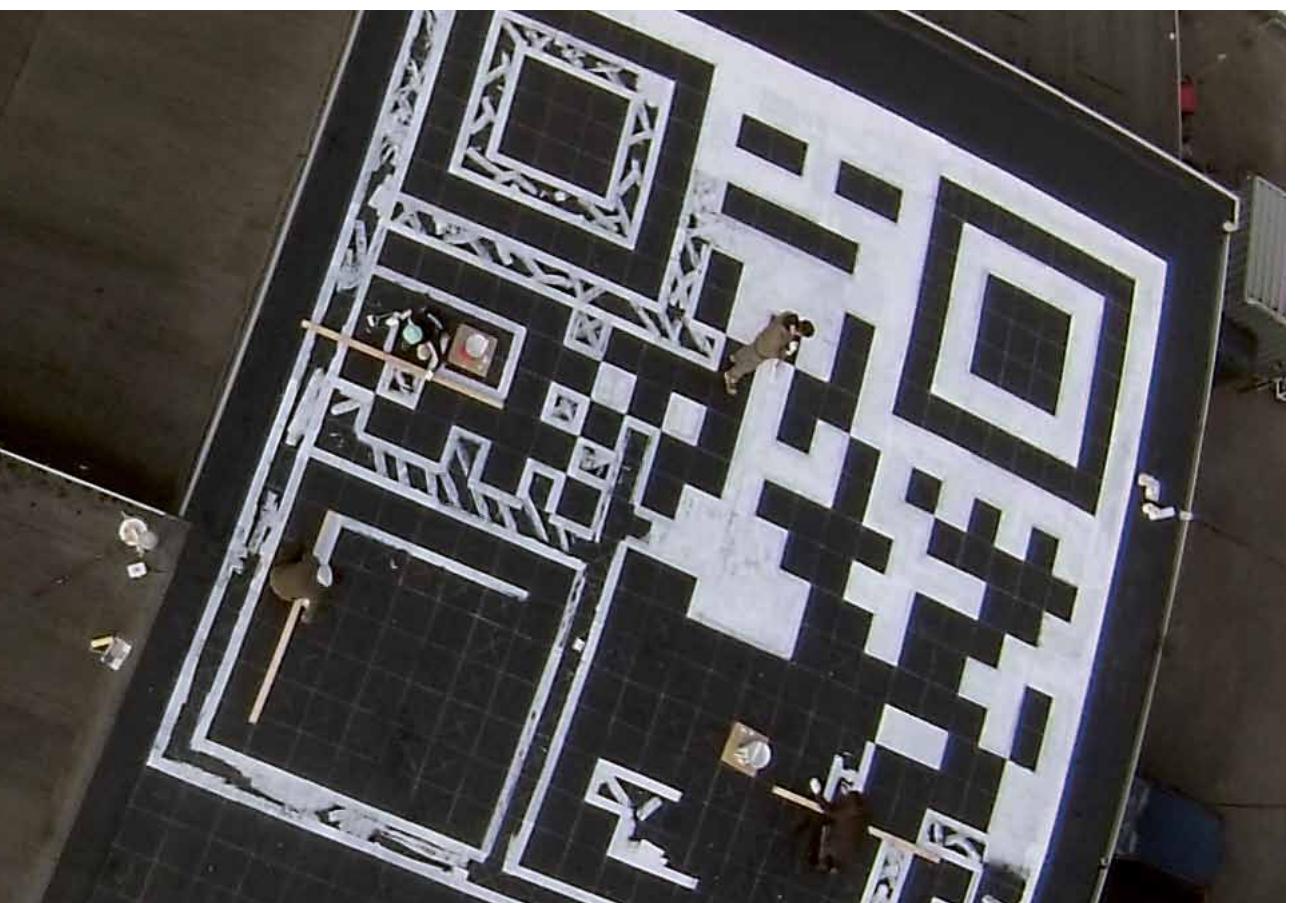
Malewitsch war nicht an Funktionalität interessiert, ganz im Gegenteil wollte er die Malerei – und somit die gesamte Bildkunst – von ihrer darstellenden Funktion erlösen. Sein *Schwarzes Quadrat* stellte eine bis dahin unerreichte Reduktion dar. Bilder dienten ihm nicht mehr als Anweisungen oder Illustrationen, so wie es die religiösen Bilder des Mittelalters taten. Malewitschs Abstraktion wurde zur radikalen Bildverweigerung, indem er, nur scheinbar paradox, „die Bilder“ mit einem Bild bekämpfte. Das schwarze Quadrat ist zu einer „Ikone des Ikonokasmus“ geworden. Malewitsch gab dem Horror Vacui nach und setzte das schwarze Quadrat auf die grundierte, weiße Leinwand. Er füllte die Leere mit Leere.

Nachdem das suprematistische Einzel-Quadrat 1915 die Geburt der selbstreferentiellen Kunst und damit eine prototypische konzeptuelle Verschiebung aller bisherigen Kunst einleitete, was auch kunstgeschichtlich Jahrzehntelang nachhallte, ist das Quadrat drei Generationen später zum nahezu unsichtbar in der Masse verschwindenden „digitalen Handlanger“ degradiert worden. Jedes der täglich in kaum schätzbaren Mengen erzeugten „Picts“ baut sich aus Abermillionen von Quadraten auf – und das nicht nur „schwarz auf weiß“, sondern in unzähligen Farbvariationen. Allein die momentane Bildschirmauflösung eines Laptops von 2.880 x 1.800 Pixeln summiert sich zu 4.104.000 Bildpunkten. Der Chip einer aktuellen Smartphone-Kamera bringt fünf Millionen Pixel auf nur wenigen Quadrat-millimetern unter. Myriaden von Malewitschs, die jede Millisekunde blitzartig auftauchen.

Auch digitale Schrift besteht aus Quadraten. Das Softwareprogramm OCR (Optical Character Recognition) erkennt die Bilder als Buchstaben, scannt Texte, die nicht digital vorliegen, und transferiert diese „Buchstaben-Bilder“ wieder in digitale Codes. Die von REMOTEWORDS verwendete Schrift hat sich diese Konstruktion der Pixelschrift zu eigen gemacht und sie analog transferiert. Um die überdimensionalen Buchstaben richtig darstellen zu können, werden die Pixel extrem vergrößert und vor Ort in ein Raster übertragen. Konzeptuell gesehen gleicht dadurch das auf dem Dach angebrachte Raster einem



REMOTEWORDS (Achim Mohné, Uta Kopp) ist ein künstlerisches Langzeitprojekt, das – auf den Traditionen der Land Art aufbauend – Nachrichten verbreitet. Die Nachrichten sind der Betrachtung aus der Luft und dem Weltall vorbehalten und vor Ort nicht einsehbar. Durch virtuelle Globen wie Google Earth werden sie jedoch weltweit verbreitet. Die Botschaften werden in Form großer Buchstaben dauerhaft auf den Dächern angebracht. Der Ort und die Nachricht stellen konzeptuell eine semantische Einheit her. REMOTEWORDS wurde 2007 gegründet und hat bisher 25 Nachrichten auf drei Kontinenten angebracht. Diese wurden von REMOTEWORDS in Zusammenarbeit mit Schriftstellern, Wissenschaftlern, Kunsthistorikern und anderen Autoren für die jeweilige Institution oder einen bestimmten Ort entwickelt.



mikroskopischen Blick auf die Oberfläche eines Computermonitors.

Der Blick aus der digitalen Vogelperspektive, auf Google Earth zum Beispiel, macht die reale Einschreibung in die Stadtlandschaft als virtuelles Bild sichtbar. REMOTEWORDS verbindet Land Art – in der Tradition der fast zweitausend Jahre alten Geoglyphen oder Erdlinien von Nazca – mit digitalen Formen der Kommunikation und versucht eine Neubetrachtung künstlerischen Agierens unter heutigen globalen Voraussetzungen medialen Sehens.

White Ground Black Square ist von Malewitschs Titel abgeleitet. Für REMOTEWORDS stellt die Erdoberfläche und ihre Städte, die Freiflächen in Form von Dächern oder Plätzen beherbergen, den „white ground“ dar. Die virtuellen Globen sind ein neues Medium, in das sich REMOTEWORDS parasitär einschleicht und die es subversiv nutzt. Die digitale globale Vermittlung der Freiflächen wird zum konstitutiven Faktor in Bild und Schrift zusammengeführt. Denn nur über das virtuelle Medium kann das Scannen, das Auslesen der angebrachten Botschaft erfolgen: Schrift und Sprache erscheinen als Bild der Erde von oben auf den Satellitenbildern. Ein Novum bei dieser Umsetzung aus der Serie REMOTEWORDS auf dem Dach der Kunsthochschule für Medien Köln (KHM) ist der Einsatz eines „Ikon“. Der QR-Code aus 23 x 23 (529) Quadraten ist nicht nur ein Verweis auf Malewitsch, sondern auch auf das Logo der KHM, das zu deren Gründung vor 25 Jahren von dem Designer Uwe Lösch entwickelt wurde. Die Pixelung einer Seite des Malewitsch-Quadrats steht hier symbolisch für die digitale Erweiterung der Künste.

Der QR-Code ist wie alle Strich- und Barcodes entwickelt worden, um Prozesse der Wirtschaft und des Konsums effizienter zu machen. Er ersetzt den handgeschriebenen Preis, später die Etikettierung des einzelnen Produkts. Der Laserstrahl liest schneller als die Kassiererin eintippen kann, Preise können innerhalb von Sekunden geändert werden und müssen nicht aufwändig neu etikettiert werden. Der QR-Code ist aber auch eine Analogie für die Funktionsweise digitaler optischer Darstellungen. Das auf den Chip projizierte und in einen linearen Text verwandelte Bild wird beim Ausdruck eines Fotos wieder

in Form unzähliger Quadrate als Bild zurückgeführt. Bei der Anbringung des QR-Codes auf dem Dach der KHM wurde diese Abtastung performativ erfahrbar: 23 Reihen mit je 23 Quadranten, jedes 48 x 48 cm, 529 Quadrate gesamt, mussten mit „weiß“ oder „schwarz“ gekennzeichnet werden, in linearer Abfolge von oben links nach unten rechts. Die Mitarbeiter wurden dazu wie ein riesiger menschlicher Drucker instruiert, Reihe für Reihe das vorgegebene Bild aufzubauen.

weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, weiß,
weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, weiß,
weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, schwarz, schwarz,
schwarz, schwarz, schwarz, schwarz, schwarz, weiß,
weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, schwarz, schwarz,
schwarz, schwarz, schwarz, schwarz, schwarz, weiß,
weiß, schwarz, weiß, schwarz, schwarz, schwarz, weiß,
schwarz, weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, weiß, weiß,
schwarz, weiß, schwarz, schwarz, schwarz, schwarz,
weiß, weiß ...

Somit ist der Code gleichermaßen Bild, Malerei, aber auch, apparativ erkannt, codierter Text, der zudem eine referentielle Funktion erfüllt: Das als „Mobile Tagging“ bekannte Verfahren erlaubt hier eine Verlinkung auf die Website der KHM.

Wie alle REMOTEWORDS schläft auch dieser Code, bis er von den Satelliten entdeckt wird und dann bei Google, Apple, Bing und anderen Navigationssystemen seine Funktion erfüllt.

8



Bitte scannen Sie das Luftbild mit ihrem QR-Code-Reader.



„Wie die Luft zum Atmen“ oder Demokratie braucht Dokumentarfilm

Sabine Rollberg

10

Edward Snowden gilt einer Mehrheit von US-Bürgern als Verräter, dessen Vergehen hart bestraft werden müssten. Der Dokumentarfilm *Citizenfour* von Laura Poitras könnte etwas an dieser Haltung ändern. Die Filmemacherin begleitete Snowden mit der Kamera, als er der Welt als Whistleblower bekannt wurde. Der Zuschauer erlebt einen Menschen, der aus tiefster demokratischer Überzeugung handelt und dafür einen hohen Preis bezahlen muss. Wahrscheinlich würde sich bei einer Verbreitung des Films in den Vereinigten Staaten auch die Einstellung vieler US-Bürger gegenüber der flächendeckenden Abhörpraxis ihrer Regierung ändern. Der Film ist ein Beispiel dafür, was Dokumentarfilm leistet und demonstriert damit auch, was schnelllebiger Journalismus nicht bieten kann.

Ein Dokumentarfilmer ist da, wo noch keiner oder keiner mehr hinschaut. Er holt den Zuschauer nicht nur ab, er führt ihn in Welten, die er noch nicht kennt. Fast jede Woche kommt in Deutschland ein neuer Dokumentarfilm ins Kino, kein europäisches Land verfügt über mehr anerkannte Filmhochschulen. Offenbar geht es der deutschen Filmbranche hervorragend. Laura Poitras hat mit Hilfe eines deutschen Produzenten und deutscher Fernsehanstalten *Citizenfour* realisieren und beim Leipziger Filmfestival in diesem Herbst als Eröffnungsfilm vorstellen können. Warum klagen dann Filmemacher?

In seiner Eröffnungsrede, unmittelbar vor der Welturaufführung des Films über Snowden, bemerkte Claas Danielsen, der bisherige Leiter des Leipziger Filmfestivals: „Wirklich erschüttert hat mich die deutlich gestiegene Zahl von Einreichungen, in deren Abspann sich kein Fernsehsender mehr als Kofinanzier findet.

Manche Filme wurden komplett auf eigene Faust gedreht. Das ist heutzutage angesichts von günstigen und qualitativ guten Kameras und Schnittsystemen, die man zu Hause auf dem Laptop bedienen kann, möglich. Die Filmemacher arbeiten so mit großer inhaltlicher Freiheit. Der Preis aber ist die komplette Selbstausbeutung und keine Chance auf Refinanzierung. Wenn dann die professionelle Postproduktion ansteht, um den Film richtig auswerten zu können, realisieren viele erst, dass sie in einer Sackgasse stecken.“

Das Klagelied, wie schlecht es dem Dokumentarfilm in Deutschland gehe, ist nicht neu. Außer den Filmemachern selbst mag das Lamento kaum einer mehr hören. Umso heftiger wird diese Krise daher auch dementiert. Die Fernsehanstalten bewerten alles, was nicht fiktional ist, als „Dokumentation“, vom Sport bis zu den Magazinen, insofern kommen sie auf beachtliche Zahlen. Manche festangestellten Redakteure sagen, es gebe heute eben viel zu viele Produzenten und Regisseure, da wäre es nur natürlich, dass der Kuchen auf mehr Personen als früher aufgeteilt werden müsse.

Da ich fest davon überzeugt bin, dass eine demokratische Gesellschaft den Dokumentarfilm als wesentlichen, unveräußerbaren Bestandteil für ihr Gemeinwesen braucht, weil dieser zum Beispiel den Unterprivilegierten eine Stimme gibt, weil er Menschenrechtsverletzungen in aller Welt anprangert, halte ich es für meine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, dass dokumentarische Formate trotz der ständig wiederholten Lippenbekenntnisse gefährdet sind. Also kann ich nicht anders als in das Klagelied einzustimmen. Der Filmemacher Thomas Riedelsheimer schreibt: „Ich gehe soweit zu behaupten, dass uns die Gesellschaft brauchen muss, wie sie Künstler braucht. Uns Dokumentarfilmer, die sich trauen, unsicher zu sein, zu suchen, zu zweifeln, zu provozieren. Uns, die wir anderen wirklich begegnen wollen. Die sich die Suche nach ihrem eigenen Menschsein nicht leicht machen und die dafür bis an die Grenzen der Selbstausbeutung gehen. Ökonomisch, seelisch und körperlich. Es sind individuelle Wege, viele Schattierungen, die sich nicht leicht in Programmzeiten und Sendeschemata einfügen und die aus dem Fernsehalltag verdrängt wurden, wie die letzten Indianer Amerikas.“

Die AG DOK (Arbeitsgemeinschaft Dokumentarfilm) hat ermittelt, dass die meisten Dokumentarfilmer ein Einkommen unter Hartz-IV-Niveau haben. Die Ausübung dieses Berufs kann sich offenbar nur leisten, wer viel geerbt oder eine Professur an einer Filmhochschule inne hat.

Der deutsch-französische Kulturkanal ARTE wurde gegründet, um das kreative und künstlerische europäische Filmschaffen zu stärken. Als Sender für Erstausstrahlungen hat er für diese Produktionen eine gute finanzielle Ausstattung durch einen Staatsvertrag zugestanden bekommen. Sein Auftrag ist es auch, international zu koproduzieren. Obwohl der Auftrag des Kultursenders darin besteht, hochwertige cineastische Filmkreationen – also auch Dokumentarfilme – zu produzieren, hat er vor zwei Jahren die Zahl der langen Dokumentarfilme von sechsundfünfzig auf zwölf im Jahr gekürzt. Erschwendet kommt hinzu, dass parallel dazu ARD und ZDF, die beide Gesellschafter von ARTE sind, zusätzlich verlangen, dass Dokumentarfilme für ARTE vorrangig in das eigene Senderprofil passen müssen. Diese Verengung und Reduzierung spürt die europäische Dokumentarfilmerlandschaft schmerzlich.

Dass Filmemacher jammern, wenn sie nicht mehr an die Fleischköpfe kommen, ist natürlich, geht es doch um ihre eigene Existenz und Zukunft. Vermisst aber auch der Zuschauer diesen Wegfall? Vermisst er Filme, die bewirkt haben, dass sich aufgrund ihrer Vorführung vor der UN-Vollversammlung über 100 Länder dem internationalen Verbot der Rekrutierung Minderjähriger anschlossen haben? *Lost Children*, von Ali Samadi Ahadi und Oliver Stoltz hatte die unbeschreibliche Not von Kindersoldaten gezeigt, die aus den Klauen des ugandischen Söldnerführers Joseph Kony entkommen konnten und versuchen, wieder Anschluss an ihre Familien zu finden. Ein anderes Beispiel ist *Camp 14. Total Control Zone* von Marc Wiese, in dem es um einen Menschen geht, der in einem der Arbeitslager Nordkoreas aufgewachsen ist und eine völlig andere Moral vermittelt bekam, als diejenige, die uns im Westen als menschlich bekannt ist. Der Film *Darwin's Nightmare* von Hubert Sauper hat einen Verbraucher-Bojkott von Viktoria-barsch in Frankreich, Italien und Dänemark ausgelöst. Die Prozesse gegen die mächtige Fischimportmafia musste der Filmemacher jedoch alleine durchstehen. Die Sender, die sich mit seiner Oscar-Nominierung schmückten, standen ihm bei den juristischen Auseinandersetzungen nicht zur Seite. Er hat dennoch vor Gericht gewonnen. Dokumentarfilmer ist ein Beruf, bei dem gerne der Ruhm, aber selten das Risiko geteilt wird.

Werden die Zuschauer solche Filme vermissen, wenn sie nicht mehr auf ARTE oder anderen Sendern laufen? Wenn wir von einem Dokumentarfilm angerührt werden, sind wir mehr als informiert, wir werden verändert. Was verliert eine Gesellschaft, die nicht mehr die Stille der Mönche in einem Kartäuserkloster erleben, sich mit

den Kindern einer französischen Schulklasse freuen oder erfahren darf, dass Politiker mitunter völlig unkonventionell agieren, wenn sie beispielsweise dem uruguayischen Präsidenten José Mujica, genannt El Pepe, bei der Arbeit zuschauen kann? Einem Präsidenten, der drei Viertel seines Gehaltes in soziale Projekte gibt, nicht weil der ehemalige Tupamaro es nicht für sich gebrauchen könnte, sondern weil es seine Haltung ist. In Dokumentarfilmen geht es um Haltung und um Wahrhaftigkeit. Und beides braucht unsere Gesellschaft wie die Luft zum Atmen. Eine Gesellschaft, die sich rasant verändert und die von Bildern aus dem Netz überflutet wird, braucht Menschen, die Bilder sammeln und einordnen und in der Unübersichtlichkeit der Welt Wege weisen. Die genannten Dokumentarfilmer wollen nicht belehren, sondern zeigen, sie treten nicht als Vor-, sondern als Querdenker auf, die uns Impulse, Denkanstöße und Orientierungshilfen geben.

Als Redakteurin weiß ich natürlich um die großen Herausforderungen, in denen sich das öffentlich-rechtliche Fernsehen in Deutschland heute befindet. Stagnierende Einnahmen, hohe Kosten für die Digitalisierung, Überalterung des Publikums, tiefgreifende Umstrukturierungsprozesse und erdrückende Pensionslasten. Da ist schmerhaftes Sparen angesagt. Dies ist eine für Genres wie den Dokumentarfilm sehr gefährliche Situation, besonders, wenn sie dazu führen würde, dass das Programm weiter ausblutet. Und blutleer wird es, wenn es noch weniger Dokumentarfilme gibt. Dabei könnte der Dokumentarfilm den öffentlich-rechtlichen Sendern in dieser schwierigen Situation helfen! Es gibt so viele gute Filme, die im Moment mit Idealismus und in Eigeninitiative finanziert werden, dass leicht viele Programmfelder gefüllt werden könnten, und zwar viel billiger als mit jeder Serie. Claas Danielsen, den ich schon zitierte, hat ausgerechnet: „Die Kosten nur einer Folge einer 43-minütigen wöchentlichen fiktionalen Serie übersteigen das Jahresbudget eines wöchentlichen Dokumentarfilmplatzes deutlich. Drei Folgen so einer Serie dauern gut zwei Stunden und kosten schätzungsweise eine Million Euro. Nähme man diesen Betrag als Jahresbudget für einen Dok-Sendeplatz, entstünden 78 Stunden Programm für ein Millionenpublikum.“ Dazu muss man die Wiederholungsmöglichkeiten und die lange Lebensdauer von Dokumentarfilmen addieren.

Studierende der KHM werden auf dem Gebiet Dokumentarfilm unterrichtet. Ich wünsche mir für unsere Gesellschaft, dass sie das, was sie an der KHM lernen, auch im Interesse unseres Gemeinwesens einbringen können.

Zu Formen von Protest: Hongkong als Perspektive

Michael Erlhoff

12

Gewiss hat sich die Einsicht mittlerweile herumgesprochen, dass die Qualität von Protest sehr viel mit Gestaltung zu tun hat. Unter anderem belegt dies derzeit eine Ausstellung im Victoria & Albert Museum in London über *Disobedient Objects*. Denn Protest artikuliert sich in Formen – in denen der Aktivität selbst wie in den dafür vielfältig genutzten Objekten und Zeichen. Wobei diese Formen allemal auch die Inhalte und somit die inhaltliche Qualität von Protest artikulieren.

Das ist also bekannt – doch das, was man derzeit in Hongkong sehen und erfahren kann, übersteigt vieles von dem, was man schon weiß und gedacht hat, und beleuchtet einige Aspekte, die in der allgemeinen medialen Berichterstattung bisher kaum vorgekommen sind.

Exemplarisch

Einige Beispiele: Da wurde also die zentrale achtspurige Straße in Hongkong Central durch ziemlich stabile Barrikaden (bei deren Erneuerung übrigens einige Bauarbeiter einer nahe gelegenen U-Bahn-Großbaustelle halfen) auf einer Länge von etwa zwei Kilometern gesperrt. Schon bei diesen Barrikaden wurde klug darauf geachtet, dass jeweils ein in seinen Ausmaßen genau berechneter Teil so flexibel gestaltet ist, dass Rettungswagen problemlos hindurchfahren können. Auch ein anderes Problem wurde gelöst: Da die einzelnen Autospuren durch etwa 50 Zentimeter hohe Betonbänder voneinander separiert sind, wurden mit einfachsten Mitteln – Kisten, Paletten, Baumaterialien – Übergänge geschaffen,

um von der einen auf die andere Seite zu gelangen. Und damit es darauf nicht zu Staus kommt, sind einige mit „Entry“, andere mit „Exit“ gekennzeichnet.

Auf der so beruhigten Straße stehen Zelte zum Übernachten, Bänke und andere Sitzgelegenheiten, aber auch in einer Ecke – zum „Study Corner“ zusammengerückt – Tische und Stühle, wo eifrig diskutiert wird, Bücher gelesen und Laptops genutzt werden und häufig Lehrende Vorträge halten oder Seminare durchführen.

Auf der einen Seite der Straße sind – inzwischen überfüllte – Sammelstellen für Getränke, Lebensmittel, Matratzen und sogar Medikamente eingerichtet. An einem anderen Ort wird jeweils am Abend der Müll eingesammelt und, soweit möglich, recycelt – was unter anderem dafür sorgt, dass diese okkupierte Straße unglaublich sauber ist.

Noch einmal zur besseren Vorstellung: Dies war zuvor eine Straße mit starkem Autoverkehr und sehr vielen Staus. Nun wirkt alles merkwürdig entspannt: Menschen gehen auf und ab, reden miteinander, arbeiten. Übrigens befinden sich auf der einen Seite der Straße sowohl das Hochhaus der Regierung von Hongkong als auch das der Roten Armee. Beide werden also ständig mit dieser Szene konfrontiert.

Das Ausmaß der Selbstorganisation in diesem besetzten Terrain ist wahrhaft beeindruckend: In einer Ecke neben der Straße ist vor einer Wand eine kleine Tribüne nebst Scheinwerfern und Stativen für Mikrofone



errichtet – für öffentliche Streitgespräche und Interviews. Nicht weit davon befindet sich eine große weiße Wand, vor der sich eine Wiese, wie ein kleiner Zuschauerraum, nach oben erstreckt. Hier werden abends Filme und Beiträge aus dem Internet gezeigt.

An fast alles ist gedacht: Selbst in den nahe gelegenen öffentlichen Toiletten, die von den Nutzern selbst geputzt werden, stehen neben den Waschbecken in der Damentoilette auch Shampoo, Cremes, Mascara und andere Utensilien bereit, die man nach einer langen Nacht gut gebrauchen kann. Und noch etwas: Inmitten der Straße befindet sich ein kleiner buddhistischer Altar. Dieser ist in der zur Ehrung der Ahnen typischen Weise arrangiert, doch tatsächlich wird hier momentan nur einer – womöglich etwas bösartig – mit einem Foto geehrt: der gegenwärtige Chef von Hongkong, CY Leung.

Zugegeben, manches hier wirkt so überlegt, dass man sich vor dem Hintergrund etwa europäischer Erfahrungen kaum vorstellen kann, dies alles sei nicht durch eine offizielle oder semi-offizielle Institution organisiert und halbwegs vorgeschrieben. Doch in Gesprächen mit Aktiven vor Ort und bei genauer Beobachtung stellt man überrascht fest: Das alles ist das Ergebnis von Selbstorganisation und Selbstverständnis. In Hongkong haben diejenigen, die so intensiv und durchaus riskant mit der Okkupation dieses zentralen und geschäftigen Bezirks der Stadt gegen Autorität und Diktat protestieren, begriffen, wie sehr die vielen daran Beteiligten tatsächlich beteiligt sind und Verantwortung für den gesamten Komplex übernehmen.

Dies wird umso deutlicher, wenn man wahrnimmt, wie auch außerhalb der unmittelbaren Zone der Besetzung zum Beispiel in Hochschulen unterstützend für diese Bewegung gearbeitet wird – übrigens gerade auch im Design. Exemplarisch stehen dafür etwa die Umnutzung leerer Plastikflaschen als Augenduschen gegen Tränengas oder die Umwandlung von Plastikflaschen und Getränkekartons in transportable Toiletten (die man bei großen und lange währenden Demonstrationen dringend gebrauchen kann). Dazu kommen klug gestaltete Flugblätter jeglicher Art und Beschriftungen von Wänden und der Straße selbst. Auch diese sind höchst intelligent, greifen häufig in ironischer Weise die Ästhetik üblicher öffentlicher Hinweisschilder auf und wandeln sie höchst attraktiv und politisch um.

Möglichkeiten

Wie das alles möglich ist, lässt sich nur behutsam erklären. Erstens muss man zugeben, dass in diesem Text lediglich von der Okkupation in Hongkong Central die Rede ist. Der zweite bedeutsame Ort der Auseinandersetzung, Mongkok, stellt sich komplizierter dar, denn dort agieren unterschiedliche Gruppierungen. Das alles geschieht inmitten eines Stadtviertels, das traditionell von den Triaden bearbeitet wird – die nicht gern gestört werden und in diesem Zusammenhang durchaus mit der Polizei zusammenarbeiten.

13



Sodann ist evident, dass die Polizei in Hongkong auf solche Aktionen überhaupt nicht vorbereitet war, weder in ihrer Haltung noch in ihrer Ausrüstung. Nur als Anekdot: In einiger Entfernung von dem okkupierten Areal riegelte die Hongkonger Polizei einen Park ab. Die Beamten waren bloß mit einer Mütze, kurzärmeligen Hemden und einem kleinen Knüppel ausgestattet, der im Halfter steckte – also weit davon entfernt, wie sich etwa hierzulande die Polizei bei Demonstrationen gebärdet. Man durfte die Hongkonger Polizisten auch fotografieren, und diese lächelten sogar in die Kamera.

Nun erklärt dies noch nicht, warum die Proteste überhaupt stattfinden. Dies könnte versuchsweise an einem eigenartigen Phänomen erläutert werden: Fragte man noch vor etwa acht oder zehn Jahren chinesische Bewohnerinnen und Bewohner, ob Hongkong ihre Heimat sei, bestritten dies fast alle, egal, ob sie dort schon Jahrzehnte lebten oder sogar geboren waren. In ihrer Imagination war Hongkong immer nur eine Passage für sie, ein temporärer Aufenthalt auf dem Weg irgendwo anders hin. Das hat sich seit einigen Jahren völlig verändert. Auf einmal sind viele, insbesondere jüngere Menschen aus den USA, aus England, aus Kanada und anderen Ländern nach Hongkong zurückgekommen, um diesen Ort als ihre tat-

sächliche Heimat zu konstruieren und sich mit ihm zu identifizieren.

Bereits in den vergangenen Jahren demonstrierten diverse Aktionen das veränderte Verhältnis. So sollte vor einiger Zeit das ehemalige Wohnquartier verheirateter Polizisten (Police Married Quarter/PMQ) zugunsten neuer Hochhäuser abgerissen werden. Dagegen wurde jedoch so intensiv protestiert, dass dieses in der Tat architektonisch spannende und sehr große Quartier stattdessen zu einem Kulturzentrum umgebaut wurde. Oder: Etwa auf der 25. Etage einer der höchsten Shopping- und Office-Malls, dem IFC (International Finance Centre), gibt es einen riesigen offenen Bereich mit Springbrunnen, Palmen und einem schönen Blick auf den Hafen, doch alle Stühle und Tische dort gehörten zu Restaurants oder Bars; man musste also bezahlen, wenn man sich dort niederlassen wollte. Irgendwann haben eine große Anzahl jüngerer Menschen für etliche Tage einfach so lange Fußball und Tischtennis auf diesem Terrain gespielt (und somit das Sitzen, Essen und Trinken unmöglich gemacht), bis die Hongkong-Verwaltung auf etwa der Hälfte der Stühle und Tische eine Metallplakette anbrachte, auf der zu lesen ist, dies sei öffentliches Eigentum und frei verfügbar. Heute ist das Terrain ein lebendiger Ort, wo ältere Menschen Sport treiben und jüngere sich vergnügen.

So etwas ist in unterschiedlichsten Formen an vielen Orten in Hongkong geschehen, und in der Tat haben die Menschen begonnen, sich ihre Stadt anzueignen,



Fotos: Michael Erlhoff

sie sich zu organisieren. – So überrascht es nicht, dass man unter anderem an einer Wand in der okkupierten Straße von Hongkong Central in großen Buchstaben die Aufschrift entdeckt: „We construct Hong Kong as our home“.

Perspektiven

Bleibt noch zu erwähnen, wie verwundert gerade diejenigen angesichts der Proteste und deren Gestaltung dreinschauen, die – wie lange Zeit ich selbst – mit Studentinnen und Studenten im Austausch an deutschen Hochschulen oder vor Ort in Hongkong zu tun hatten. Wirken diese doch immer sehr liebenswürdig, aber auch brav, zurückhaltend, womöglich naiv. Welch ein Unsinn – einerseits gewiss begründet in Missverständnissen über asiatische Kulturen generell, andererseits aber insgesamt in einer Unterschätzung des politischen und gestalterischen Bewusstseins dieser jungen Menschen. Nur war dieses Potenzial bis zum manifesten Ausbruch der Proteste lediglich latent vorhanden, nicht öffentlich. Jetzt staunt man, wie fantastisch und politisch die Menschen in Hongkong denken, handeln – und das auch als Frage der Form verstehen. Übrigens mag solches Verhalten und Agieren auch hierzulande Hoffnung machen.

Anm. d. Red.: geschrieben im November 2014



16



17

weekly**CMUK**

Fortlaufende Serie seit 2013

60 x 40 cm

CMUK ist eine Interspecies Collaboration zwischen den Graupapageien Clara und Karl und dem Künstlerpaar Ute Hörner und Mathias Antlfinger.



Gut war sie – die europäische Idee der Universität

Eine Passion in vier Sätzen

Hans Ulrich Reck

20

Vieles wohl beginnt heute, wie immer noch unbesehen, nicht wahrnehmbar für die jetzt Lebenden. Sicher aber auch geht etliches zu Ende, wird scharf und klar sichtbar. Was heute, neben anderem natürlich, zu Ende zu gehen scheint, wenn auch nicht von alleine, sondern angestoßen, bedrängt und bedrückt, ist die Idee der europäischen Universität, der unbedingten Freiheit von Wissenschaften und Künsten, die Autonomie dieses Forums, das ja eine besondere Rolle spielt.



Jacobello und Pierpaolo dalle Masegne, Hochschulstudenten.
Nach 1383, Fragment des Grabmals des berühmten Rechtsgelehrten, Militärtheoretikers und Kirchenrechtlers Giovanni da Legnano, Bologna (1320-1383), Detail, Museo Civico Medievale, Bologna.
Die Universität von Bologna (Università di Bologna – Alma mater studiorum), aus einer privaten Rechtsschule Ende des 11. Jahrhunderts entstanden, gilt als die älteste Universität und war neben der Universität von Paris die bedeutendste Hochschule des Mittelalters.

Allegro assai

Unter dem Zugriff von staatlichen Lenkungsüberzeugungen und wegen ausbleibenden Stolzes und Widerstands im Inneren der Hochschulen ist dieser Prozess mit solchem Effekt möglich geworden. Es geht hier nicht um Etiketten und Ideologien, sondern um etwas Bemerkenswerteres. Man muss sich vor Augen führen, dass sich die Universität – im weiten Sinne hier genommen als Stätte eines freien, der Wahrheit verpflichteten Erkenntnisprozesses, im Falle der Kunsthochschulen abgewandelt als freies Entfalten skeptischer Thematisierungen von Erfahrungen aller Art – historisch als ein Forum kritischer Forschung und Entwicklung, eines Nachdenkens jenseits aller Dogmen, Ideologien und Vorgaben entwickelt hat. Dieses Forum verschreibt sich der Selbstkritik der Gesellschaft und wirkt damit als permanente und unbegrenzbare Kritik aller dogmatischen Autoritäten von Seiten von Kirche und Aristokratie, Staat und Religion insgesamt. Diese kritische Sphäre der Universität ist älter als die europäische Demokratie. Das ist von überragender Bedeutung. Wenn heute ein systemisch als Wille zum guten Menschentum verbrämter und parteipolitisch abgefederter Fanatismus der Selbstmissionierten an den Schrauben der – post-autonomen – Universität dreht, um den Prozess des Erkennens von vornehmerein in die Sphäre des Dienstes an der Gesellschaft, der Nützlichkeit der Effekte der ersteren für letztere zu rücken, dann fällt daran nicht nur die Selbstmissionierung eines ‚will to belief‘ auf, also die Glaubensgemeinschaft der bedingungslos Gutgläubigen, sondern eben auch die Tendenz zu einem Totalitarismus, der, nach einigen ebenso einschlägigen wie verstreuten Diagnosen Theodor W. Adornos aus den 1950er Jahren, nicht mehr notwendigerweise der rohen Geste der Barbarei von Anfang an bedürfe und sich entsprechend einkleide, sondern der nun auch im feineren demokratischen Gewand einher schleiten könne.

Der heutige Staat tritt nicht mehr generell, wenn auch zuweilen schon, unverhohlen mit normativ gestützter Befehlsgewalt auf. Er beruft sich nicht direkt auf parteipolitische Ideologien, politische oder religiöse Ausrichtungen. Er versteht sich nicht als Gottes- und nicht als Ordnungsstaat. Aber sehr wohl, und neuerdings verstärkt, als eine

scheinrationale Service-Agentur mittels funktionaler Betreuungsautorität. Natürlich wirken im Hintergrund auch hier Ideologien, oder, etwas neutraler formuliert, moralische Impulse und Imperative. Die Forderung nach Integrität, Nützlichkeit, friedlicher Nachhaltigkeit, ‚guten‘ Praktiken in Künsten und Wissenschaften fallen auf. Vielleicht mögen sie nicht auf Anhieb verstören. Dennoch gründen sie in einer ideologischen Überzeugung, hinter der das nackte Misstrauen gegen die Selbstorganisationsfähigkeit der Universität einerseits, die Angst gegenüber einer verratenen und verlassenen, einer durch und durch aufgegebenen Gesellschaft andererseits steht, deren Bedarf man nicht mehr garantieren, deren Bedürfnisse man nicht mehr befriedigen, deren Wünsche man nicht mehr ernst nehmen kann oder will. Das führt zur Auffassung, man könne sich als Agent gesellschaftlicher Subsistenz stark machen, indem man die angegliederten Bildungsbereiche zu Befehlsinstanzen einem an Befohlene durchgereichten Reorganisationszwang einer normativ wie normgerecht gereinigten Gesellschaft macht.

Von da an erweist sich die Sachlage als schwierig und sind Universitäten, Hochschulen mitsamt Kunst- und technischen Hochschulen, Akademien und weitere gehalten, im Widerstand gegen unzumutbare Zumutungen und begründungslose Begründungsforderungen für das Ihre zu sorgen. Ist es nicht eine denkwürdig merkwürdige Idee, davon auszugehen, dass der staatliche Garant der freien Forschungs- und Entwicklungssphäre der Künste und Wissenschaften die von ihm fürsorglich betreuten Institutionen zu Nützlichkeit oder Nutz und Frommen im Dienste der Gesellschaft anhalten oder gar dorthin führen und anführen soll? Sie dies also nicht aus eigener Kraft im Nebenbei bewirken? Sie dies gar nicht wollen?

21

Andante con moto – attacca:

Das Problem ist nicht ein nutzloser Streit um Nützlichkeit. Eine weitere Überlegung enthüllt, worum es geht. Meinte man, wenn man die Lehrenden und Forschenden der Hochschulen nach ihrem Gutdünken, Gusto und Laune machen ließe, es käme weniger Nützliches dabei heraus als wenn der Staat sich im Brustton selbstdekretierter Fürsorge-Mahnungen zum Auftraggeber, Gläubiger, ja gar Führer der erwünschten Effekte aufschwingt? Abgesehen davon, dass sich normalerweise im Kontext der staatlichen Vorordnungen wenig mehr als eine durchschnittliche Apostolik jener

22 Art von Volksgesundheit artikuliert, die die eigene Todesfurcht in bedingungslos einzufordernde Lebensverlängerungshilfen ummünzt, abgesehen davon, dass eine politisch konsensuelle Ausrichtung von Entdeckung und Erforschungen eines Neuen sich als platter Widerspruch entpuppt, weil ja die durchschnittliche Ausrichtung gerade nicht die ist, die Neues überhaupt entdecken könnte. Abgesehen davon: Warum lässt man die so hoch Ausgebildeten und hochstufig Ausgewählten an den Hochschulen nicht einfach nach ihrem Gusto, Rhythmus und Kenntnisstand machen? Warum stattet man sie nicht so aus, wie sie das benötigen – für sich, nicht für Andere, wobei zur Ausstattung nicht nur Geld, sondern, mehr noch, Gewährung zeitlicher und weiterer Ressourcen gehört, weshalb schon nützte, man würde die Hochschulen nicht ständig mit weit greifenden administrativen und vor allem unnützen Vorgaben, zumal fehlgeleiteten und schlecht gemachten Gesetzen belästigen, derer keiner bedarf und die an der Sache vorbei gehen?

Meint man wirklich, Menschen, denen man Leistungsfähigkeit, Methode, Energie, Neugierde und vieles mehr unterstellt oder zuschreibt und weiterhin unterstellen muss, würden sich darauf kaprizieren, Unnützes erreichen zu wollen? Meint man wirklich, es bliebe neben der Energie für die Erforschung der Welt noch eine Antriebskraft übrig, die auf Nutzloses, gar Schädliches zielt? Erinnern wir uns: Der Staat tritt heute nicht mehr als derjenige Auftraggeber auf, der allzu oft auch in der Geschichte der Moderne, die Wissenschaften auf Waffen,

Gewalt und Todesmaschinen verpflichtet hat. Aber was um Himmels Willen möchte er denn verhindern? Faulheit, Bequemlichkeit, Fehlhandeln, Irreführungen – all dies existiert zuweilen auch auf Hochschulebene, aber man wird keine quantitativen Exesse zu befürchten haben, die über das systemisch verträgliche, ökologisch rekalibrierbare Maß von wenigen Prozenten hinausgeht.

Allegro ma non troppo – Presto

Leider hat sich der Staat auch in Deutschland darauf verlegt, die Zugänge zur Universität in dem Maße nominell aufzuwerten, wie die Berufe dequalifiziert wurden. Wahrscheinlich die fatalste Entscheidung, die sich hüben wie drüber, an den Hochschulen wie in den bisherigen Berufen, schädlich auswirkt. Um nun aber die Hochschulen vom Elitesport in eine ja gar nicht mehr elitär anmutende Massensport-Förderungsveranstaltung umzumünzen, greift man allenthalben in das innere Gefüge dessen ein, was man zu schützen vorgibt. Der designkritische Slogan „durch Pflege zerstört“ fällt einem hier als treffende Kennzeichnung ein. Weshalb ist das eigentlich so?

Halten wir dafür, und halten wir daran fest: Es gibt, wie angedeutet, gute Gründe dafür, dass die Idee der unabhängigen Universität, in einem komplexen und langwierigen historischen Prozess in Europa entfaltet, älter ist als die formierte Demokratie, als jede Form etablierter Demokratie, deren früheste in Europa bekanntlich die englische ist. Erinnern wir uns, dass die Formierung der Künste oft auf Ästhetik der Macht und Selbstrepräsentation feudalistisch-aristokratischer Inszenierung prunkvoll demonstriert Würde, also auf Standesrituale ausgerichtet war, weshalb die Institutionengeschichte der Künste eine ganz andere ist als die der Universitäten. Halten wir uns vor Augen, dass die Künste und Künstler sich daraus in bewundernswerter Weise emanzipiert

haben in einem Prozess der „Welt-Kunst-Werdung“ der bisherigen Künste, deren historisches Eintreten mit der Zäsur der „Romantik“ bezeichnet wird. Halten wir uns weiter vor Augen, dass Künste wie Wissenschaften immer der Ateliers und Labore, immer der technischen, werklichen und handwerklichen Ausbildung bedurften, die immer nur zum Teil in den Sphären der Hochschulen zu bewerkstelligen war. Machen wir uns also klar, dass die Sphäre der autonomen Hochschule, wie dies im 20. Jahrhundert von Karl Jaspers herausgearbeitet, von Jacques Derrida ebenso klar wiederholt wie zugleich radikal neu begründet worden war in der Idee der „unbedingten Universität“, dass diese Sphäre niemals Berufsbildung in erster Linie sein konnte, sondern sokratische Selbsterziehung zur Kritikfähigkeit und damit auch immer schon zu einer praktischen Selbstkritik, für die man ja nicht vorsorglich ausbilden kann, sondern die man schlicht ausüben, also zugleich mutvoll ergreifen muss.

Vergegenwärtigen wir uns, dass Erkenntnisfortschritt, mit Karl R. Popper und Ludwig Fleck, immer ein Prozess der Falsifikation war, der auf solch radikal skeptischer Selbstkritik-Bereitschaft beruhte. Und machen wir uns weiterhin bewusst, dass es in der Autonomie der Hochschule seit dem spätmittelalterlichen Emanzipationsprozess der Wahrheitssuche von Religion und staatlicher Bevormundung und erst recht seit Humboldts Begründung des Lehr- als eines Forschungsprozesses immer um diese Sphäre wahrheitsbezogener Selbstregulierung in einer offenen, nicht festgelegten Suche nach dem Wahren (oder auch Schönen und Guten) geht, dann können wir uns verdeutlichen, was Aufgabe ist und was Verpflichtung. Und auch, wie schwierig, nämlich unverfügbar und substanzuell aufgegeben, dies für die Einzelnen an diese Hochschulen Berufenen immer schon ist. Und bleibt. Auch ohne dass der Staat die Sache dadurch erschwert, dass er die naturgemäß und deutlich sichtbaren Aufgaben unterbietet, umbiegt und die Prozesse auf Nebensächliches einschwören will.

Coda

Dann wird auch deutlich, dass zur Selbstregulierung der Universitäten und Hochschulen die Aufgabe gehört, den Staat vor sich und seinen Zumutungen selbst zu schützen. Und zwar besonders dann, wenn die Vorgaben, wie gut gemeint auch immer sie sein wollen, an der Substanz des wirklichen Wollens, Tuns und Arbeitens im Dienste der Wahrheit und auf der Suche nach neuen Selbstthematisierungen der menschlichen Selbstentwürfe in Künsten und Wissenschaften vorbeigeht.

23 Die Verpflichtung auf Permanenz der Selbstkritik umfasst also auch den Schutz vor Fehlleistungen staatlicher Vorgaben. Insgesamt ist man gut beraten, den selbstberufenen, beflissensten und ganz besonders den wohlmeinenden Planungen im Dienste eines nebulös Allgemeinen zu misstrauen. Der Selbstschutz dieser so kostbaren europäischen Einrichtung ist wichtiger als jede Willfähigkeit gegenüber politischem Kalkül und sozial verbrämtem Opportunismus, die nach und nach auch den Wissenschaftsprozess mit unseligen Folgen in den Selbstlauf der Unterhaltungsindustrien hineingezwungen haben. Und auch „Kunst im Dienste des Volkes“ oder „Kunst als Dienst der wenigen an allen“, markiert eine fatale historische Zäsur, die keine Regierung eines demokratischen Landes heute wirklich wollen kann. Wissen das die Politiker? Wollen sie es wirklich wissen?



Am Kölnberg

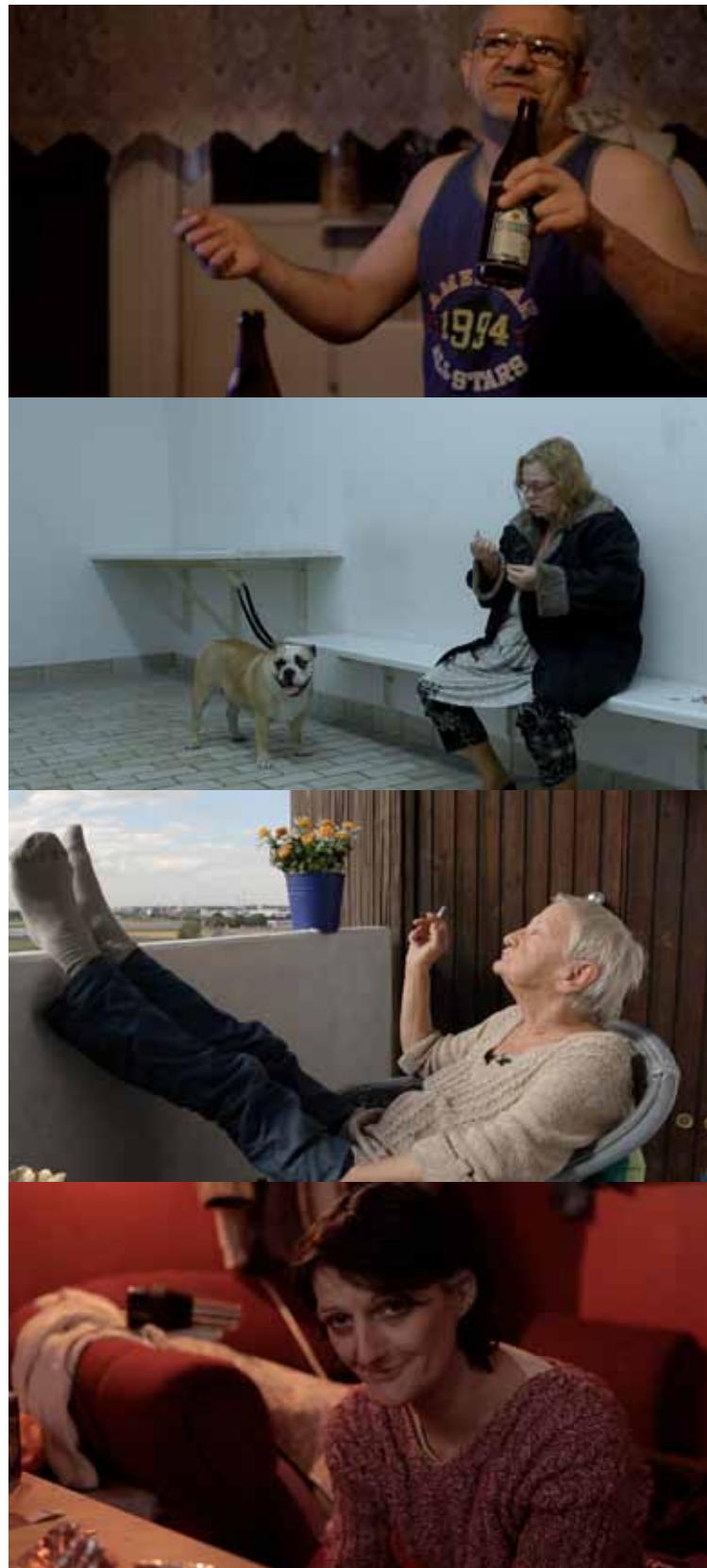
Ein Film von Laurentia Genske und Robin Humboldt

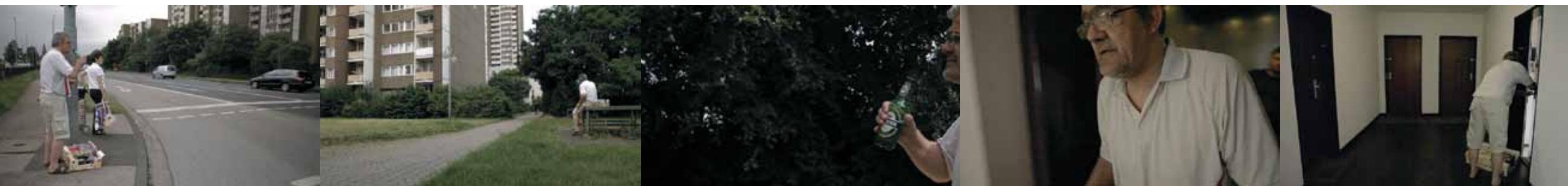
Am südlichen Ende Kölns, vor den Toren der Stadt, steht die Hochhaussiedlung „Am Kölnberg“. Neuankömmlinge aus aller Welt finden hierher. Viele von ihnen sehen in der Siedlung eine Art Sprungbrett in die deutsche Mittelschicht und wollen möglichst schnell wieder fortziehen. Daneben gibt es eine Vielzahl alteingesessener Familien türkischer, arabischer und rumänischer Abstammung, die hier bereits in der dritten bis vierten Generation leben und sich in ihrer Nachbarschaft wohlfühlen. Auf engstem Raum leben hier die unterschiedlichsten Kulturen nebeneinander. Die wenigen Deutschen am Kölnberg befinden sich häufig am Rand der Gesellschaft. Ein Großteil von ihnen ist arbeitslos und gefangen im Teufelskreis der Sucht.

Der Film begleitet vier Menschen am Kölnberg im Zeitraum von zwei Jahren und dokumentiert ihr Leben in Höhen und Tiefen. Er lebt von den Protagonisten und ihren Geschichten, die außergewöhnlicher und unterschiedlicher nicht sein könnten. Eines haben sie alle gemeinsam: Den Kampf gegen die Sucht und das Überleben im Alltag. Sie alle träumen von einem erfüllten Leben, fernab vom Kölnberg. Trotz der Zerbrechlichkeit mancher, gibt es viele glückliche Momente in ihrem Leben.

*Am Kölnberg, Dokumentarfilm,
Deutschland 2014, 85 Min., Produktion:
Kunsthochschule für Medien Köln*

www.amkoelnberg.de





PLEASE BOUNCE

Thnx

Dieuwke Boersma

HI, WELCOME. Take a seat. No, actually, just put your stuff down and keep standing. Because I am about to bounce in my room:
AKA I have Sprechstunden in room 2.08.

Here theory is a creature of the mud.
She stumbles and dares to fall on her butt.
She bounces back on her feet.

28 Say what??

Now learning to bounce is not so easy as it might seem. For example on first instance, you might think you need thicker skin. But a thicker skin works as a pillow: the landing might be softer, but in fact you are muting your tumble.

IS that a problem? Yes! It is the “BAM” that must resonate in your body to think. It is the *BAM* moment that creates.

So . . . are you readyyy-dy-dy-dy-dy for your first ****bouncing ***class?? COME ON let's practice our bounce reflexes! The choreography is a simple “... and 1, 2, 3” choreography. Are you feelin' it? ALL RIGHT, here we go:

Step 1: You fall on your butt.

Step 2: *BAM – BOUNCE*

And last step 3: back again on your feet.

And again:

Step 1: You fall on your butt.

Step 2: *BAM – BOUNCE*

And last – 3: back again on your feet.

Okay, excellent. Did you feel the first fall? Not so pleasant, right? I promise it will get better. Now we do it again, but in five different set(ting)s. Remember, first times hurts, but you will get better at it.

Okay, heeere we gooooo:

1. I am not a successful artist and am afraid I never will be:
2. *BAM* – If success can be measured into a standard, then how to question the measures of a standard successfully? – *BOUNCE*
3. And on your feet: Be a failed artist

All right, all right! Perfect. Now we go to the second session:

1. I am not original at all, where can I find some originality?
2. *BAM* – If each of us comes in proving to be original, is that not a banality? – *BOUNCE*
3. And on your feet: Get a hold on your own banalities as original

Very good!! Let's continue, you can do it!

1. OOF, I must remember. NEVER FORGET
2. *BAM* – If forgetting cannot be a way to do things differently, then how to create a new memory? – *BOUNCE* back
3. And on your feet: I just reminded myself to forget what I wanted to remember

Okay, excellent! Now the following might seem easy, but as a matter of fact it is quite difficult: it is the same step but expressed differently.

1. You fall: I am not my selfie
2. *BAM DUH BOUNCE*
3. And on your feet: I am not my selfie

ALL RIGHT! And again:

1. I am not my selfie
2. *BAM DUH BOUNCE*
3. I am not my selfie

One last time:

1. I am not my selfie
2. *BAM DUH BOUNCE*
3. I am not my selfie

ALL RIGHT. Okay, we are already at the last set(ing) of today. Here we go, take a deep breath:

1. I do not have any time
2. *BAM* – I cannot go any faster – *BOUNCE* back
3. And on your feet: I have the time when I go slower

AAAAALL RIGHT!!! Okay folks, you know what they say, time flies when you are having fun. No HAHAHAHAHA, I am not saying you should not have fun to have more time.

See you next time! Please take the mess with you that you left behind.

Thnx! Hope to see you next time.

Thanks to all students who have been generous in sharing their thoughts in the Sprechstunden that I do not have (the door is always open). For readings, see Nietzsche on forgetting, “The Queer Art of Failure” of Judith/Jack Halberstam, Donna Haraway on discourses as material-semiotic practices, Bergson on duration, thinking from (or through) the body, Spinoza.

Back up religiously

Christian Sievers

► Alles weg. Von heute auf morgen. Kann jederzeit passieren. Das hört man oft, und wenn einen die technischen Details nicht abschrecken, sondern reizen, begibt man sich in die Untiefen der Datensicherung.

30

Der Rat von Experten zum Umgang mit den eigenen Daten lautet traditionell: Back up religiously. Der Verdacht wächst, dass diese Empfehlung ernst gemeint ist.

Wer schon einmal persönlich bedeutsame Daten verloren hat, weiß, dass das Ausführen des Backup-Programms tatsächlich etwas Beruhigendes haben kann. Man fühlt sich der Willkür der Maschinen ein bisschen weniger ausgesetzt. Mit der regelmäßigen Wiederholung wird etwas, das ursprünglich eine ganz pragmatische Handlung war, zum Ritus und gewinnt an Tiefe und Bedeutung.

Die Nachrichtentechnik bekommt einen zunehmend quasi-religiösen Beigeschmack nicht erst seit Technologiekonzerne mit Inbrunst verehrt werden. (Verschiedene Glaubensrichtungen gibt es auch schon, die *Eingeweihen* wissen natürlich, dass das Heil in der Open-Source-Gemeinde zu finden ist.)

► Vom Sachschaden mal ganz zu schweigen – der Totalverlust aller Fotos und Videos kann ein nicht zu unterschätzendes Trauma darstellen:
Over the years I've received numerous emails from past and former Genius Bar support staff, telling similar stories of heartbreak. Customer comes in, their iPhone completely broken, or lost, or stolen, and they had precious photos and videos on it. The birth of a child. The last vacation they ever took with a beloved spouse who has since passed away. Did they ever back up their iPhone to a Mac or PC with iTunes? No. In many cases they don't even know what "iTunes on a PC" even means. Or maybe they connected the iPhone to iTunes once, the day they bought it and needed to activate it, and then never again.

Religious backup

Christian Sievers

► Alle weg. Von heute auf morgen. Kann jederzeit passieren. Das hört man oft, und wenn einen die technischen Details nicht abschrecken, sondern reizen, begibt man sich in die Untiefen der Datensicherung.

Der Rat von Experten zum Umgang mit den eigenen Daten lautet traditionell: Back up religiously. Der Verdacht wächst, dass diese Empfehlung ernst gemeint ist.

Wer schon einmal persönlich bedeutsame Daten verloren hat, weiß, dass das Ausführen des Backup-Programms tatsächlich etwas Beruhigendes haben kann. Man fühlt sich der Willkür der Maschinen ein bisschen weniger ausgesetzt. Mit der regelmäßigen Wiederholung wird etwas, das ursprünglich eine ganz pragmatische Handlung war, zum Ritus und gewinnt an Tiefe und Bedeutung.

Die Nachrichtentechnik bekommt einen zunehmend quasi-religiösen Beigeschmack nicht erst seit Technologiekonzerne mit Inbrunst verehrt werden. (Verschiedene Glaubensrichtungen gibt es auch schon, die *Eingeweihen* wissen natürlich, dass das Heil in der Open-Source-Gemeinde zu finden ist.)

► Vom Sachschaden mal ganz zu schweigen – der Totalverlust aller Fotos und Videos kann ein nicht zu unterschätzendes Trauma darstellen:
Over the years I've received numerous emails from past and former Genius Bar support staff, telling similar stories of heartbreak. Customer comes in, their iPhone completely broken, or lost, or stolen, and they had precious photos and videos on it. The birth of a child. The last vacation they ever took with a beloved spouse who has since passed away. Did they ever back up their iPhone to a Mac or PC with iTunes? No. In many cases they don't even know what "iTunes on a PC" even means. Or maybe they connected the iPhone to iTunes once, the day they bought it and needed to activate it, and then never again.

This happened to thousands of people. (...) It's heartbreaking in most cases, and downright devastating in some. I've heard from Genius Bar staffers who eventually left the job because of the stress of dealing with customers suffering data loss. Once it is determined that the photos and videos are irretrievable from the device and have never been backed up, the job of the Genius staffer turns from technician to grief counselor. Bereavement is not too strong a word.

(Vgl. John Gruber, "Security Trade-Offs", [Blog] *Daring Fireball*, 3. September 2014, http://daringfireball.net/2014/09/security_tradeoffs, zuletzt abgefragt: 08.01.2015)

Eine mögliche Lösung, nur halb im Scherz: „Computing peace of mind is simple: Just stay paranoid and compulsive“. Man macht eine Risikoanalyse, sichert das Wichtigste ausreichend ab und trennt das Machbare von dem, über das man eh die Kontrolle verloren hat. Man muss den eigenen Datenstrom nur genug systematisieren und abschotten. Wem das alles zu kompliziert erscheint, hat vielleicht seine Arbeitsweise noch nicht genug der des Computers angepasst.

► Die Alternative lautet, dem Nutzer die Arbeit abzunehmen und die Datensicherung zu automatisieren. Es ist inzwischen gar nicht mehr so einfach, ein Apple Smartphone davon abzuhalten, Kopien seiner selbst anzufertigen und auf entfernte Rechenzentren hochzuladen. Im Sinne einer nutzerfreundlichen Sicherheitsstrategie ist dies erst einmal eine gute Idee. Es steigt aber auch das Risiko, dass die Daten in fremde Hände fallen. Der Schlagzeilen machende Celebrity Nude Photo Hack im September 2014, bei dem die privaten Fotos von über fünfzig Schauspielerinnen veröffentlicht wurden, war nur möglich durch diese Art von „Schutz“.

Alles deutet darauf hin, dass zukünftigen Versionen von Apples mobilem Betriebssystem die Option, eine Sicherheitskopie des Geräts auf der eigenen Festplatte zu speichern, ganz fehlen wird. Es geht nur noch über das Netz; die Daten landen in Apples Rechenzentren. Die damit gestiegene Verfügbarkeit der Daten für Dritte ist vermutlich kein Bug, sondern ein Feature: Sie sollen gar nicht mehr privat und unzugänglich sein.

Darüber hinaus gibt es noch ein weiteres Problem: Nicht nur wird das Risiko schlicht verschoben, weg vom Totalverlust hin zum wahrscheinlicher werdenden Missbrauch, sondern ein von den Maschinen automatisch vollzogenes

This happened to thousands of people. (...) It's heartbreaking in most cases, and downright devastating in some. I've heard from Genius Bar staffers who eventually left the job because of the stress of dealing with customers suffering data loss. Once it is determined that the photos and videos are irretrievable from the device and have never been backed up, the job of the Genius staffer turns from technician to grief counselor. Bereavement is not too strong a word.
(Vgl. John Gruber, "Security Trade-Offs", [Blog] *Daring Fireball*, 3. September 2014, http://daringfireball.net/2014/09/security_tradeoffs, zuletzt abgefragt: 08.01.2015)

Eine mögliche Lösung, nur halb im Scherz: „Computing peace of mind is simple: Just stay paranoid and compulsive“. Man macht eine Risikoanalyse, sichert das Wichtigste ausreichend ab und trennt das Machbare von dem, über das man eh die Kontrolle verloren hat. Man muss den eigenen Datenstrom nur genug systematisieren und abschotten. Wem das alles zu kompliziert erscheint, hat vielleicht seine Arbeitsweise noch nicht genug der des Computers angepasst.

► Die Alternative lautet, dem Nutzer die Arbeit abzunehmen und die Datensicherung zu automatisieren. Es ist inzwischen gar nicht mehr so einfach, ein Apple Smartphone davon abzuhalten, Kopien seiner selbst anzufertigen und auf entfernte Rechenzentren hochzuladen. Im Sinne einer nutzerfreundlichen Sicherheitsstrategie ist dies erst einmal eine gute Idee. Es steigt aber auch das Risiko, dass die Daten in fremde Hände fallen. Der Schlagzeilen machende Celebrity Nude Photo Hack im September 2014, bei dem die privaten Fotos von über fünfzig Schauspielerinnen veröffentlicht wurden, war nur möglich durch diese Art von „Schutz“.

Alles deutet darauf hin, dass zukünftigen Versionen von Apples mobilem Betriebssystem die Option, eine Sicherheitskopie des Geräts auf der eigenen Festplatte zu speichern, ganz fehlen wird. Es geht nur noch über das Netz; die Daten landen in Apples Rechenzentren. Die damit gestiegene Verfügbarkeit der Daten für Dritte ist vermutlich kein Bug, sondern ein Feature: Sie sollen gar nicht mehr privat und unzugänglich sein.

Darüber hinaus gibt es noch ein weiteres Problem: Nicht nur wird das Risiko schlicht verschoben, weg vom Totalverlust hin zum wahrscheinlicher werdenden Missbrauch, sondern ein von den Maschinen automatisch vollzogenes

31

Ritual hat kein magisches Potential. Es muss manuell und bewusst vollzogen werden, sonst entsteht kein Gefühl von Absicherung.

► Der sicherheitstechnische Impuls ist: Es ist nie genug. Sollte es nicht noch eine Kopie mehr sein? Ein weiteres Off-Site-Backup, ein kürzeres Intervall? Wenn man das zu Ende denkt, bleibt keine Zeit mehr zum Arbeiten.

Die Realität sieht anders aus. Kaum jemand hat alle seine Daten gesichert. Backups werden nie oft genug gemacht, und manches wird nie redundant gespeichert. Verluste sind immer vorprogrammiert.

Man muss auch loslassen können. Das totale Absichern ist keine Lösung. Das ständige Managen des ganzen Zeugs wirkt auf einen zurück und macht aus Künstlern ängstliche Administratoren, übersetzt: Verwalter.

Immer mit dem Schlimmsten zu rechnen, tut der Kunst nicht gut. Sie braucht, wie die Demokratie oder die Liebe, das Unvorhersehbare.

Die künstlerische Arbeit zu früh zu sichern heißt auch, sie ihres Potentials und sich selbst seiner Freiheit zu berauben. Um sie lebendig zu halten, muss man das Risiko eingehen, sie zu verlieren.

► Die traditionelle Form der Datensicherung ist „cold storage“. Das sind Speicher für Daten, die man nie oder nur noch sehr selten anröhrt. Im Deutschen gibt es dafür die Bezeichnung Datengrab. Dahin schiebt man jene Sachen ab, die man nicht mehr anschauen und anfassen mag. Das ist eine Zeremonie, die vollzogen werden will. Im Gegenzug gibt es das Phänomen, dass die Dateien, die man unfreiwillig verloren hat, ein Unwesen als Geister treiben.

Ähnlich wie man Fotos macht, um vergessen zu können (die schöne Situation oder die schlimme), oder wie man sich Zettel mit Notizen schreibt, um nicht alles im Kopf behalten zu müssen (was nichts anderes ist als der Wunsch, vergessen zu können), so entsorgt man seine nicht mehr täglich benötigten Dateien ins Backup, damit man sich nicht mehr um sie sorgen muss. Wenn sie einem aber entgleiten, wenn man es nicht schafft, sie zu sichern,

Ritual hat kein magisches Potential. Es muss manuell und bewusst vollzogen werden, sonst entsteht kein Gefühl von Absicherung.

► Der Sicherheitsimpuls ist: Es ist nie genug. Sollte es nicht noch eine Kopie mehr sein? Ein weiteres Off-Site-Backup, ein kürzeres Intervall? Wenn man das zu Ende denkt, bleibt keine Zeit mehr zum Arbeiten.

Die Realität sieht anders aus. Kaum jemand hat alle seine Daten gesichert. Backups werden nie oft genug gemacht, und manches wird nie redundant gespeichert. Verluste sind immer vorprogrammiert.

Man muss auch loslassen können. Das totale Absichern ist keine Lösung. Das ständige Managen des ganzen Zeugs wirkt auf einen zurück und macht aus Künstlern ängstliche Administratoren, übersetzt: Verwalter.

Immer mit dem Schlimmsten zu rechnen, tut der Kunst nicht gut. Sie braucht, wie die Demokratie oder die Liebe, das Unvorhersehbare.

Die künstlerische Arbeit zu früh zu sichern heißt auch, sie ihres Potentials und sich selbst seiner Freiheit zu berauben. Um sie lebendig zu halten, muss man das Risiko eingehen, sie zu verlieren.

► Die traditionelle Form der Datensicherung ist „cold storage“. Das sind Speicher für Daten, die man nie oder nur noch sehr selten anröhrt. Im Deutschen gibt es dafür die Bezeichnung Datengrab. Dahin schiebt man jene Sachen ab, die man nicht mehr anschauen und anfassen mag. Das ist eine Zeremonie, die vollzogen werden will. Im Gegenzug gibt es das Phänomen, dass die Dateien, die man unfreiwillig verloren hat, ein Unwesen als Geister treiben.

Ähnlich wie man Fotos macht, um vergessen zu können (die schöne Situation oder die schlimme), oder wie man sich Zettel mit Notizen schreibt, um nicht alles im Kopf behalten zu müssen (was nichts anderes ist als der Wunsch, vergessen zu können), so entsorgt man seine nicht mehr täglich benötigten Dateien ins Backup, damit man sich nicht mehr um sie sorgen muss. Wenn sie einem aber entgleiten, wenn man es nicht schafft, sie zu sichern,

dann kehren sie immer wieder und suchen uns heim. Sie stellen für immer ungelöste Fragen: Wer weiß, was aus jener Idee noch hätte werden können? Aus der Skizze ein großes Werk?

► Das vollautomatisierte Grab in den Lüften aber, der ausschließliche Speicher in den Wolken – was geschieht dadurch mit der Vorstellung, die sich der Nutzer von den eigenen Dateien macht?

Als könnte man von dort oben alles mühelos überblicken – was nicht ganz unzutreffend ist, Big Data ist undenkbar ohne distribuierten Speicher. Wohlgemerkt ist diese privilegierte Perspektive nicht die des Nutzers. Gleichzeitig wird impliziert, die Bits und Bytes seien als Tröpfchen in alle Winde zerstäubt. Was soll man sich da noch Gedanken machen über Datensouveränität und Datenmündigkeit.

Das Bild von der Cloud ist so irreführend wie eindringlich. Man muss es sich immer wieder ins Bewusstsein rufen: In den Wolken liegt gar nichts, ein Speicher genauso wenig wie die früher dort vermutete allmächtige Instanz. Die riesigen Rechenzentren, in denen die Daten tatsächlich landen, liegen außerhalb der Ballungsgebiete, wo das Land billig und die Stromversorgung zuverlässig ist. Sie bilden eine weltumspannende Infrastruktur, die unsichtbar bleibt. (Himmlisch ist es dort übrigens überhaupt nicht. Im Gegenteil, es ist darin ohrenbetäubend laut und auf konstante 15 Grad heruntergekühlt. Für Menschen sind diese Räume nicht gedacht.)

► Die Aufladung der Nachrichtentechnologien mit Religiosität hinterlässt ein dumpfes Unbehagen. Es bleibt der Verdacht, dass dies auf Kosten eines selbstbestimmten Umgangs mit der Technik geht. Die Vernunft bleibt außen vor.

Viel ist in den letzten anderthalb Jahren über die übermenschliche Informiertheit der Geheimdienste gesagt worden. Das riesige Machtgefälle gegenüber der gottgleichen Allwissenheit von NSA und BND kann in einem Gefühl der Machtlosigkeit und, paradoxe Weise, auch der Geborgenheit führen. Für manche mag es ein Trost sein, sich unter dem Schutz einer solchen Übermacht zu wähnen. Vielleicht lohnt es sich aber gerade jetzt besonders, das Projekt Aufklärung wieder einmal aufleben zu lassen.

November 2014

dann kehren sie immer wieder und suchen uns heim. Sie stellen für immer ungelöste Fragen: Wer weiß, was aus jener Idee noch nach Weitere Konturen? Aus der Skizze ein großes Werk?

► Das vollautomatisierte Grab in den Lüften aber, der ausschließliche Speicher in den Wolken – was geschieht dadurch mit der Vorstellung, die sich der Nutzer von den eigenen Dateien macht?

Als könnte man von dort oben alles mühelos überblicken – was nicht ganz unzutreffend ist, Big Data ist undenkbar ohne distribuierten Speicher. Wohlgemerkt ist diese privilegierte Perspektive nicht die des Nutzers. Gleichzeitig wird impliziert, die Bits und Bytes seien als Tröpfchen in alle Winde zerstäubt. Was soll man sich da noch Gedanken machen über Datensouveränität und Datenmündigkeit.

Das Bild von der Cloud ist so irreführend wie eindringlich. Man muss es sich immer wieder ins Bewusstsein rufen: In den Wolken liegt gar nichts, ein Speicher genauso wenig wie die früher dort vermutete allmächtige Instanz. Die riesigen Rechenzentren, in denen die Daten tatsächlich landen, liegen außerhalb der Ballungsgebiete, wo das Land billig und die Stromversorgung zuverlässig ist. Sie bilden eine weltumspannende Infrastruktur, die unsichtbar bleibt. (Himmlisch ist es dort übrigens überhaupt nicht. Im Gegenteil, es ist darin ohrenbetäubend laut und auf konstante 15 Grad heruntergekühlt. Für Menschen sind diese Räume nicht gedacht.)

► Die Aufladung der Nachrichtentechnologien mit Religiosität hinterlässt ein dumpfes Unbehagen. Es bleibt der Verdacht, dass dies auf Kosten eines selbstbestimmten Umgangs mit der Technik geht. Die Vernunft bleibt außen vor.

Viel ist in den letzten anderthalb Jahren über die übermenschliche Informiertheit der Geheimdienste gesagt worden. Das riesige Machtgefälle gegenüber der gottgleichen Allwissenheit von NSA und BND kann in einem Gefühl der Machtlosigkeit und, paradoxe Weise, auch der Geborgenheit führen. Für manche mag es ein Trost sein, sich unter dem Schutz einer solchen Übermacht zu wähnen. Vielleicht lohnt es sich aber gerade jetzt besonders, das Projekt Aufklärung wieder einmal aufleben zu lassen.

Impressum

Herausgeber:

Hans Ulrich Reck,
Rektor der Kunsthochschule für Medien Köln

Redaktion:

Heike Ander, Olivier Arcioli, Andreas Henrich,
Anneka Metzger, Hans Ulrich Reck (V.i.S.d.P.)

Gestaltung: Andreas Henrich

Druck: Welzel+Hardt GmbH, Wesseling

Auflage: 3.000

ISSN: 2199-9406

Abbildungsnachweis:

S. 3–9 © REMOTEWORDS

S. 13–15 © Michael Erlhoff

S. 16–19 © CMUK

S. 20 © Museo Civico Medievale, Bologna

S. 24–27 © Laurentia Genske, Robin Humboldt

S. 37–38 © Olivier Arcioli

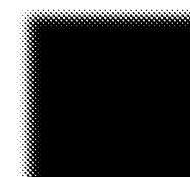
© 2015 Kunsthochschule für Medien Köln

Wenn nicht anders angegeben, liegt das Copyright aller Texte und Abbildungen bei den Autorinnen/Autoren und Künstlerinnen/Künstlern. Alle Rechte vorbehalten.

Das Journal der KHM erscheint unregelmäßig. Es liegt unentgeltlich in ausgewählten Kulturinstitutionen, Kunsthochschulen und Universitäten aus.

Es kann außerdem gegen 1,45 EUR Porto in Briefmarken bestellt werden unter:

Verlag der Kunsthochschule für Medien Köln
Peter-Welter-Platz 2
50676 Köln
verlag@khm.de
<http://verlag.khm.de>
<http://www.khm.de>



Kunsthochschule
für Medien Köln
Academy of
Media Arts Cologne

+25 KHM Jahresprogramm | Vorschau

22. Januar 2015

Neujahrsempfang | KHM Köln

Festakt anlässlich des 25-jährigen Bestehens der Kunsthochschule für Medien Köln mit Gästen aus Politik und Kultur; Einweihung der 25. Station des internationalen Kunstprojekts REMOTEWORDS von Achim Mohné und Uta Kopp

15.-19. April 2015

Ausstellung | Art Cologne

Ausgewählte Positionen von Studierenden der KHM auf der Art Cologne

22. April 2015

Symposium | KHM Köln

„Sag mir, wo die Frauen sind ...“ Eine Quote für Regie? Zur aktuellen filmpolitischen Debatte über die Situation von Frauen im Regieberuf.

1. Mai 2015

Filmscreening | Kurzfilmtage Oberhausen

Sonderprogramm mit KHM-Filmen aus 25 Jahren

15.-17. Mai 2015

Konferenz | KHM Köln

„Edge of Control. Zur Politik der Apparate“, Konferenz in Kooperation mit dem Chaos Computer Club Köln; Vorträge und Workshops

16.-19. Juli 2015

Rundgang | KHM Köln

Jahresausstellung, Filmprogramm, Performances und Konzerte von Studierenden der KHM

17. Juli 2015

Sommerfest | KHM Köln

Veranstaltungsreihe | Frankfurter Kunstverein

Vorträge, Performances, Filmscreenings von Studierenden, Doktorand/innen und Lehrenden der KHM im Rahmen der Ausstellung „Der Körper im digitalen Zeitalter“ im Frankfurter Kunstverein

10./11. Oktober 2015

Screening | B3 Biennale Frankfurt am Main, Offenbach

KHM-Special auf der B3 Biennale des bewegten Bildes „Expanded Senses“ in Frankfurt am Main und Offenbach

9.-25. Oktober 2015

Ausstellung | Werkleitz-Festival, Halle an der Saale

Ausstellung mit künstlerischen Positionen von Studierenden der KHM und der Burg Giebichenstein, Kunsthochschule Halle im Rahmen des Werkleitz-Festivals

19. Oktober 2015

Semestereröffnung | KHM Köln

Semesterauftakt und Begrüßung der neuen Studierenden

Oktober 2015

Tagung | KHM Köln

Tagung und Diskussionsrunde mit KHM-Absolvent/innen in der Lehre an (internationalen) Kunsthochschulen

November 2015

Ausstellung | NRW-Landesvertretung, Brüssel

Künstlerische Positionen von Studierenden der KHM in der NRW-Landesvertretung in Brüssel

Talk im Studio A

Interviewreihe mit wichtigen Persönlichkeiten der KHM, ab 1. Februar 2015

online auf www.khm.de;

Zum Auftakt Hans Ulrich Reck im Gespräch mit Siegfried Zielinski.

Veranstaltungsreihe

Vorträge, Filmprogramm, Konzerte, Künstlergespräche, sowie thematische

Sonderveranstaltungen anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der KHM immer
mittwochs und donnerstags während der Vorlesungszeit in der Aula der KHM

Glasmoog

Ausstellungsreihe

Änderungen vorbehalten

Das aktuelle Programm unter www.khm.de

